

Beilage zu Nummer 25 der "Päd. Blätter"

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz**

Band (Jahr): **17 (1910)**

Heft 25

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gustav Friedrich Dinter, ein Schulinspektor der alten Zeit.*)

Wenn wir die Hauptgestalten der Geschichte der Pädagogik betrachten, so lassen sich dieselben in zwei Klassen einteilen: in Bahnbrecher, führende Geister, Systematiker, durch die der Erziehung und dem Unterricht neue Ideen, Wege und Ziele erschlossen worden sind — und in solche, die vorzugsweise am innern Ausbau der Schule gearbeitet und sich große und bleibende Verdienste um die Hebung und Förderung des Schulwesens im allgemeinen erworben haben. Zu den letztgenannten gehört auch der Pfarrer, Seminardirektor, pädagogische Schriftsteller und Schulinspektor Gustav Friedrich Dinter (1760—1831), in welchem wir so recht den praktischen und erfahrenen Schulmann verkörpert sehen. Und lediglich dieser Seite seiner Tätigkeit gelten die nachstehenden Ausführungen.

Dinter, der Sohn eines Rechtsgelehrten und fröhlichen Mannes, und einer religiösen, etwas romantisch veranlagten Mutter, stammt aus dem sächsischen Städtchen Borna, wurde nach gründlichen Studien in Grimma und Leipzig 1787 Pfarrer in Ritscher, zehn Jahre später Seminardirektor in Dresden = Friedrichstadt, dann wieder Pfarrer in Görnix und 1816 Theologieprofessor, Schul- und Konsistorialrat in Königsberg, in welchen Stellungen er bis zu seinem Tode verblieb. Seine Ansichten und Meinungen über den Volksschulunterricht, seine Erlebnisse und Erfahrungen als Schulinspektor hat dieser eminente Praktiker vor allem in seiner Selbstbiographie, die ein ganzes Stück Geschichte des deutschen Schulwesens umfaßt, ferner in der kleinen Schrift „Minimum oder so weit wenigstens sollte jedes Kind beim Austritte aus der Elementarschule gebracht sein,“ sowie in den „Konferenz- und Belehrungsblättern“ usw., niedergelegt.

Seiner Auffassung vom Amte und den Pflichten eines Visitators verlieh Dinter schon als junger Pfarrer von Ritscher in den schönen Worten Ausdruck: „Meine Schulen sollen meine Freude sein.“ Bei Antritt seiner Beamtenungen in Königsberg tat er das Gelöbniß:

„Ich will jedes preussische Bauernkind für ein Wesen ansehen, das mich bei Gott verklagen kann, wenn ich ihm nicht die beste Menschen- und Christen-

*) Referat von Gottfried Kehler, Bezirksschulrat in Wil, gehalten an der Versammlung der bezirksschulrätlichen Vereinigung Montag, den 24. Aug. 1908 in Rorschach.

bildung schaffe, die ich ihm zu schaffen vermag.“ — Und in seinen letzten Lebensjahren schrieb er: „Meine Reisen sind meine Erholungen, und doch arbeite ich unterwegs so viel als zu Hause. Pfarrer Riedels Lehrerseminar und Memels Schulwesen sind meine Seligkeit.“ —

Begleiten wir nun unsern Schulinspektor auf seinen Amtstreisen:

Dinter rückte frühzeitig in den Schulen ein. Er sagt hierüber:

„In meinem ersten Amtsjahr besuchte ich die Schule fleißig genug. Aber ich kam immer, wenn die Lehrer schon angefangen hatten, und ritt wieder fort, ehe sie schlossen; vielleicht, weil ich mich nach der Revision immer nach Traubenheim begab, wo meine Braut wohnte. Ich hatte manches bemerkt, — nur eins nicht, worauf mich mein Amtsnachbar aufmerksam machte. Haben Sie, sagte er, Ihre Kinder auch beten gehört? Die Frage fiel mir wie ein Stein auf das Herz. Nicht? Nun, so fehlt Ihnen eine Hauptsache. Ich fand, fuhr er fort, in meinem Kirchspiele einen Mann, der den Takt zum Schulgebete trat, damit die Kinder nicht aus der Ordnung kommen sollten, und einen andern, der 25 Minuten lang beten und singen ließ, um indes ruhig sein Frühstück zu genießen.“

— „Ich untersuchte,“ berichtet nun Dinter, „von der Zeit an diesen Punkt und fand ihn — zwar nicht so schlimm, als ihn jener Erwecker gefunden haben mochte, aber doch auch bei weitem nicht musterhaft. Der Fehler war allgemein, und mein Superintendent behauptet, kein Teil des Schulwesens werde auf den Dörfern gewöhnlich so mißhandelt, als das Gebet.“ „Schulgebet, Gesang, Ton beim Christentumsunterricht,“ schreibt Dinter in einem seiner „Briefe an einen jungen Lehrer“, „alles muß deine Kinder zu Gott erheben. Du weißt, ich kann etwas vortragen, ehe ich zornig werde. Aber wenn ein Schulmeister (und leider geschieht das oft), das mit Recht heilig genannte Vater unser herschreien läßt, als wär's das Einmaleins, so ist mir zu Mute, als sollte ich den Mann gerade zur Schule hinaustreiben.“

Der Pfarrer und Bisitator Dinter hielt nun in solchen Schulen in Gegenwart aller selber die Morgenandacht ab,

„aber“, sagt er, „nicht immer nach einer Weise. Bald betete ich selbst mit den Kindern oder für sie. Bald ließ ich eines der obersten und gefühlvollsten Kinder das Gebet sprechen. Bald auch wohl Tutti, jedoch so, daß die Kinder immer nur halblaut sprachen und ich den Ton regierte. Stille, Feierlichkeit, Tempelsinn mußte uns hier umwalten.“

Auch an den Lehrerkonferenzen brachte er die Sache zur Sprache und hielt einst eine Konferenzrede über den Satz: „Das Schulhaus ist ein Bethaus. Schulmeister, macht es nicht zur Mördergrube.“

„Ich sprach,“ erzählt er, „so erschütternd, als ich konnte, aber ich sah auch den Erfolg. Gelobt sei Gott! Meine Konferenzen haben einen Hauptfeind glücklich besiegt, und wenn ein satyrischer Schriftsteller schreibt: Der Dorfschulmeister sei ein Mann, der es amtsmäßig für bares Geld dahin bringe, daß die Kinder zeitlebens nie recht lesen, schreiben, rechnen, denken und beten lernen, so soll er wenigstens bei mir unrecht haben.“

„Auch der Gesang,“ bemerkt Dinter, „gehört unter diejenigen Teile des Schulunterrichts, um deretwillen dem Lehrer ein geläuterter Geschmack nötig ist.“

Aus dem Gesange und dem Schulgebete beurteilte er nach seiner eigenen Aussage, ob der Lehrer ästhetische Bildung hatte und zu geben vermochte. Das Schreien beim Gesange konnte er nie leiden.

„Schon in Dresden“, meldet er, „überrückte ich mich einmal als 38-jähriger

Mann, indem ich, als die Elementarschüler ein religiöses Lied sangen und dabei furchtbar schreien, rief: Kinder, denkt ihr denn, der liebe Gott sei taub? Der Ausdruck war hart, aber er half."

Wichtigkeit der Melodie, Milde, Langsamkeit und reine Aussprache der Vokale waren die Dinge, nach denen er den Gesang beurteilte. Das Unreinaussprechen der Vokale nennt er denjenigen Gesangsämon, dessen Beschwörung am schwierigsten sei.

"Geschmackvolle und doch dem Volke verständliche Lieder, in den Singstunden eingeübt, sind gut für das ganze Leben." — "Zweimal habe ich die Freude erlebt, daß in Abwesenheit des Lehrers die Kinder riefen: Zum Singen brauchen wir keinen Lehrer, das können wir ohne ihn. Und siehe da, es ging gut." —

Der im Inspizieren geübte Visitator durchschaute den Geist, der in einer Schule herrschte, schon in der ersten Stunde. Wo die Aufmerksamkeit fehlte — (den Ausdruck Interesse kannte man damals noch nicht, derselbe wurde erst durch Herbart in die pädagogische Terminologie eingeführt) — gefiel es ihm schlecht.

"Zuvörderst," schreibt er daher an einen Lehrer, "darf kein Kind aus deiner Schule kommen, das nicht aufmerken und verstehen könnte. Die Seele des Menschen soll in beständiger Tätigkeit sein, in stetem Bewußtsein dessen, was um sie her vorgeht, was in ihr selbst vorgeht, und was sie jetzt treibt. Daß es dahin komme, daran muß deine Schule arbeiten. Die Kinder müssen gewohnt sein, jedes Wort zu merken, das um sie her gesprochen wird, jede Ziffer, jeden Buchstaben, jede Figur genau anzusehen, die du ihnen an die Tafel schreibst. Wenn ich in eine Schule komme und sehe die Kinder da sitzen in einem Mittelzustande zwischen Wachen und Träumen, dann denke ich immer gleich: Hier taugt der Lehrer nicht viel, er weiß die Kinder nicht in Bewegung zu setzen. Wenn ich hingegen Kinder finde, die auf Augen und Mund des Lehrers sehen, als fürchteten sie sich, bei der geringsten Wendung etwas zu verlieren, so achte ich die Masse von Kenntnissen schon weniger. Ich denke: die Pforte ist doch geöffnet, durch welche die Erkenntnis ihren Einzug halten kann. Das findet sich aber nicht etwa erst in der Oberklasse, dahin muß vom ersten Tage des Schulbesuches an gearbeitet werden."

Und an einer andern Stelle spricht er: "Das Hauptziel meiner Bemühungen war: Die Kinder müssen denken, sprechen, fühlen, frei und fröhlich sein."

Hatte Dinter den Geist einer Schule durchblickt, so wurde die übrige Zeit mehr auf die Beantwortung der Frage verwendet: Wie steht's um Kenntnisse und Fertigkeiten? Große Aufmerksamkeit schenkte er, wie billig, dem Sprachunterricht, besonders dem Lesen.

"Das Kind," verlangt er, "muß zeitig lesen lernen, damit ihm in den Oberklassen dieses Fach keine allzugroße Mühe und Anstrengung mehr verursache; denn erst die Lesefertigkeit setzt den Schüler in den Stand, lesend den Stoff zu erfassen." "Beim Lesen," so äußert er sich in seinem Briefe an einen jungen Lehrer, "scheinst du drei Regeln nicht zu wissen: a. Liest das Kind einen falschen Buchstaben, so sagst du das Wort nicht vor, du sagst bloß: So heißt es nicht.

Das Kind selbst muß den Fehler verbessern. b. Betont das Kind falsch, so lies du selbst im bessern Tone vor und laß das Kind die Nachbildung des Tons und Ausdrucks so lange versuchen, bis sie gelingt. c. Laß nicht nach der Reihe lesen.“ —

In der Schrift „An Ostpreußens Elementarschullehrer“ verbreitet er sich dann ausführlich über die vorgenannten Punkte. Einige der wichtigsten Stellen seien hier herausgehoben:

„Mir hats bei meinen Schulbesuchen geschienen, als ob wenigstens drei Viertel von euch die Besestunden in der Oberklasse für eine wahre Erholungszeit ansähen. Sie gehen in der Stube umher, legen die Hände auf den Rücken, lassen das oberste Schulkind anfangen, und wenn sie so der Schulmaschine den ersten Anstoß gegeben haben, so bewegt sie sich von selbst fort. Nummer zwei liest den zweiten Vers, Nummer drei den dritten und so weiter bis ans Ende der Schülerzahl. — Ob übrigens die Kinder einige Buchstaben hinzusetzen oder weglassen oder verändern, das kümmert solche Bequemlichkeitsmänner nicht.“ — „In der Besestunde,“ fährt er fort, „mußt du selbst das Buch in der Hand haben und nachlesen. Deine Kinder müssen immer des Glaubens leben: Unser Schulmeister hält das, was er treibt, für wichtig. Das können sie aber unmöglich glauben, wenn sie sehen, der Lehrer hält's nicht einmal der Mühe wert, nachzulesen. Wie kannst du verbessern, was falsch gelesen wird, wenn du kein Buch vor Augen hast? Du sprichst: Ich kann das meiste auswendig. Ich zweifle daran, denn du mußt immer erst beim Kinde ins Buch sehen, ehe du weißt, ob jeder Buchstabe recht gelesen ist. Also, lieber Lehrer, beim Lesen das Buch in die Hand! Das hindert dich nicht, darum immer ein Auge auf die Klasse zu richten.“

Zweitens: Daß die Kinder nicht immer nach der Reihe lesen, sondern rufe sie außer der Reihe auf. Wenn sie wissen, es wird nach der Reihe gelesen, so nehmen sich die Faulen nicht die Mühe, nachzulesen, sondern zählen den Bibelvers aus, der an sie kommt. Ich hab's wohl erlebt, daß ein schlauer oder übereilter Vordermann einen Vers zu viel las, und der Faule war das nicht gewahr geworden. Er las getrost den Vers, der an ihn gekommen wäre, wenn jedes Kind einen gelesen hätte. Aber freilich ist's bequemer, wenn's fein in der Reihe geht. Man kann dann sogar einige Minuten zur Stube hinaus gehen; die Maschine bewegt sich doch fort. Der aufmerksame Lehrer übersieht kein Kind, er läßt jedes seinen Abschnitt lesen; aber keines muß eine Minute voraus wissen, welchen Vers es zu lesen haben wird.

Jeder Buchstabe muß genau gelesen werden. Und wenn das Kind einen falsch gelesen hat, so muß es — nicht vom Lehrer verbessert, sondern angewiesen werden, den Fehler selbst zu finden und zu bessern. Das Vorsagen macht faule Kinder. Sie müssen selbst hinsehen, wo der Fehler lag. Wenn dein Kind ein Exempel falsch gerechnet hat, so sagst du ihm ja auch das richtige Facit nicht vor, sondern das Kind muß suchen und finden. Warum willst du es beim Lesen anders machen? Bei langen, und eben der Länge wegen falsch gelesenen Wörtern mußt du auf die Silbenabteilung halten. Das Buchstabieren des Worts ist nur als letzter Nothbehelf ratsam.

Daß nicht ein zu langes Stück auf einmal lesen, zumal wenn deine Oberklassenleute weit auseinander sind. Hast du noch sehr schwache Leser neben den bessern in der Oberklasse, so lässest du die bessern nur einen bis zwei Sätze oder Verse lesen und dann gleich einen von den schwächern dieselbe Stelle. So bildet sich der schlechtere Leser nach dem bessern, fast ohne dein Zutun, und die Genauigkeit in Beobachtung aller Vokale und Konsonanten wird bei dir Schulordnung und Schultun, der sich nach und nach von selbst herrschend erhält. Ich weiß wohl, daß viele von euch denken: Was liegt nun daran? Ob der Bauer

m oder n liest? Wenn er nun auch Furcht und Frucht beim Lesen verwechselt, was soll das viel schaden? Hier kommt's nicht auf das m und n an, sondern auf den Geist der Schule. Die Schule soll dem Kinde viel — aber unter anderem auch den Geist der Genauigkeit, der das Kleinste scharf ins Auge faßt, geben. Der Lehrer, der (mit dem gewöhnlichen Sprichwort zu reden) ein r für ein u lesen läßt, der sich aus zwei, drei Buchstaben mehr oder weniger nichts macht, der verderbt sein Kind nicht nur fürs Lesen, sondern fürs Leben. Der fahelnde Leser wird fahelnd rechnen und sich beim Nachdenken und Aufmerken aus zwei, drei Gedanken so wenig machen, als beim Lesen aus zwei, drei Buchstaben. Nun laß diesen Menschen der Schule entwachsen. Meinst du, daß deine Nachlässigkeit ohne Folgen sein wird? Das Kind soll bei dir mit Genauigkeit sehen, mit Genauigkeit hören, mit Genauigkeit sprechen, folglich auch mit Genauigkeit lesen lernen. Eine Schule kann mancherlei Gutes haben; wenn der Lehrer darauf nicht hält, so fehlt dem Gebäude einer der wichtigsten Grundsteine."

In seinen weitern Ausführungen verbreitet sich dann Dinter einläßlich über die genaue Aussprache der einzelnen Vokale und Konsonanten, die richtige Beobachtung der Dehnungen und Schärfungen, der Satzzeichen und Pausen, der natürlichen Rede, wendet sich energisch gegen das „jagende und hastende“ Lesen, sowie gegen den sogenannten Schul-ton, — „das taktmäßige Hacken, löwenmäßige Schreien, eulenmäßige Singen oder vielmehr Heulen“, wie er ihn bezeichnet, und gelangt dann zu dem heute noch zu Recht bestehenden Schlusse, daß, wie überall, so auch beim Lesen, das gute Beispiel des Lehrers erfolgreicher auf die Schüler einwirke, als alles Tadeln und Anweisen.

„Durch Gutvorlesen erspart sich der Lehrer die Hälfte der Zergliederung.“

Das Chor- oder Lüttilefen möchte Dinter nur ab und zu angewendet wissen, aber nicht, wie es oft getrieben werde, als „Leseverderb“ und „träuliches Zusammenschreien in hirnlosem Takte.“

„Mein Lehrer,“ äußert er sich, „machte die Sache so: Zuerst las er die Stelle, aber in gutem Tone vor. Nun las eine Bank von 6—10 Kindern das mäßig laut zusammen (Chor), der Lehrer las mit, und zwar so, daß seine Stimme immer ein wenig vorherrschte. Drittens las ein Kind (Solo) dieselbe Stelle.“

Daß ein Schulmann wie Dinter, von dem der Satz herrührt:

„Eigentlich sollte kein Schullehrer angestellt werden, der nicht mit Gewandtheit, Leichtigkeit und Annehmlichkeit erzählen kann,“ —

auch dem Erzählen, sowie den Denk- und Sprechübungen überhaupt alle Aufmerksamkeit widmete, liegt auf der Hand. Schon er tadelte, daß es Lehrer gebe, die ihre Kinder zu wenig sprechen lassen und die nur zu oft mit einsilbigen Antworten zufrieden seien. Schon er verlangte, daß das Kind von der ersten Zeit seines Schulbesuches an durch freundliche Behandlung und durch Vorsprechen an das Schriftdeutsche und an vollständige Antworten (Sätze) gewöhnt werde. „Z. B. Wie heißest du? Friede. Sprich deutlich: ich heiße Gottfried. Wie heißt dein Vater? Steinbach. Sprich: Mein Vater heißt Steinbach, usw.“

„Solche Dinge kosten bloß bei der ersten Einführung viel Mühe, und in den ersten Stunden, die das Kind in der Schule zubringt. Hat aber einmal die ganze Schule den veredelten Ton, so findet sich das Kind leicht in Schulten und Schulsprache, fast ebenso leicht als ein Deutscher das Holländische lernt, sobald er nur sechs Wochen in Holland lebt.“ „Einer meiner Lehrer, Korbšky mit Namen,“ erzählt er, „wollte in den ersten Jahren sich gar nicht entschließen, diese Schwierigkeiten zu überwinden. Er hielt die Schule plattdeutsch, und mein Vorfahr hatte ihm nachgegeben. Mir mutete er dieselbe Nachgiebigkeit zu, bis ein unangenehmer, aber doch nützlicher Zufall ihm die Augen öffnete. Ich fragte einst einen seiner Knaben im Katechismusexamen in der Kirche: Warum vertrieb Gott die ersten Menschen aus dem Paradiese, Frauendorf? J. Ja, sie hatten dem lebben Gutt sennne Eppel wekkefrässen. Es entstand ein allgemeines Gelächter. Korbšky schämte sich, und von dem Tage an schaffte er das Plattdeutsche aus der Schule.“ —

So sehr Dinter auf reine und deutsche Aussprache hielt, so geriet er doch anläßlich einer Schulrevision selber einmal in Verlegenheit, weil er ei und ai nicht genug unterschied. Das passierte ihm, kurz nachdem er aus dem Sächsischen ins Preußische gekommen war.

„Ich fragte (in Bindenau): Warum nennen wir Gott weise? Ich mochte es wie Waife ausgesprochen haben, und der Knabe antwortete: Weil er weder Vater noch Mutter hat.“ —

„Uebertrieben wurde,“ sagt er u. a., „in den sächsischen Elementarschulen hauptsächlich das Deklamieren. Ich duldete es, ohne es besonders zu loben. Einmal bloß tabelte ich es streng. Es wurden scherzhafte und lehrreiche Dinge nicht übel deklamirt, und man sah, es war viel Fleiß darauf verwendet. Aber — die gelernten Bibelsprüche und Hauptstücke wurden durch singenden und taktierenden Ton entstellt, wie in den erbärmlichsten Dorfschulen. Hatte nun der Revisor Unrecht, wenn er zürnte? Sollte er die Vernachlässigung des Heiligen nicht rügen? nicht sagen: Erst lernt dies ordentlich, ehe ihr mit Pfeffels Fabeln deklamierende Parade machen wollt.“ —

Nirgends hielt er das öffentliche Deklamieren bei den Prüfungen für gefährlicher, als in den Mädchenschulen: „Die Eitelkeit der Eltern und Kinder mischte sich zu leicht drein.“

„Ost,“ fährt er fort, „wird beim Deklamieren gar lieblich gestikulirt. Dergleichen Unfug habe ich nie gelitten, bei Mädchen ist er doppelt strafbar.“ — Hier mag beigelegt werden, daß Dinter selber auch Gedichte für Schulbücher verfaßt hat, so z. B. das heute noch gehörte: „In Polen brummt ein wilder Bär, ihr Bienen, gebt mir den Honig her“ usw.

Ab und zu ein Diktat niederschreiben zu lassen, findet er sehr empfehlenswert.

„Das Diktirte,“ schreibt er einem jungen Lehrer, „korrigierst du gründlich. Das war gut. Aber du kennst die Regel noch nicht: Die ganze Oberklasse muß Diktirtes nachschreiben, und so lange deine Kinder noch schwach sind, mußt du alles vorbuchstabieren lassen. Späterhin laß nur die schwerern Wörter vorbuchstabieren. Am Ende, wenn du die Schwachen gehoben hast, kann das Buchstabieren ganz wegbleiben.“

Im Rechnen, das Dinter „die Logik der Volksschule und den Schleifstein des Geistes nennt,“ prüfte unser Schulinspektor sehr genau. Die Grundsätze, nach welchen er dabei verfuhr, hat er in seiner heute

noch lesenswerten längeren Abhandlung über das Rechnen niedergelegt. Heben wir einige Stellen heraus:

„Das Kind muß nichts rechnen, ohne sich vom Grunde Rechenschaft geben zu können. — Das Kopfrechnen muß allenthalben dem Tafelrechnen vorausgehen. — Das Tafelrechnen erscheint bloß als Hilfsmittel, als Stellvertreter des Kopfrechnens, bei zu weitläufigen Aufgaben. — Was das Kind rechnet, muß es in seiner Anwendung auf das Leben erkennen. Es muß die Fälle beurteilen können, wo diese Rechnungsart anwendbar ist. — Die Kinder müssen die Aufgaben selbst ansehen. Im Leben setzt sie ihnen auch niemand an. Auf Proben (das mag freilich eine arithmetische Kezerei sein) wird bei uns nichts gehalten. Wer sicher rechnet, bedarf keiner Probe. Wer unsicher rechnet, dem hilft die Probe nichts. Er kann sich bei der Probe so gut verrechnen als bei dem Hauptexempel. — Die sogenannten Rechnungsvorteile werden überall gleich anfangs benützt, doch so, daß das Kind den Grund des Verfahrens auch hier stets vor Augen haben muß. — Beim Kopfrechnen werden immer einige, aber bei weitem nicht alle Exempel vorgerechnet, sonst geht die Fertigkeit verloren. — Die Kinder dürfen bei uns (was viele Methodiker für Sünde halten) beim Zählen die Finger zu Hilfe nehmen. Die Natur hat uns an das Zehner-system durch die Finger gefesselt.“ —

Bezüglich des Schreibunterrichtes äußert er sich:

„In vielen Schulen lernt kein Kind schön schreiben, weil ihnen der Lehrer schon von Anfang an zuläßt, Klein zu schreiben. Bei der größern Figur drücken sich alle Teile des Buchstabens kräftiger aus, und jede Abweichung von der rechten Gestalt wird leichter bemerkt. Auch bleibt die große Handschrift selbst nach dem Abgange aus der Schule bei allem Mangel an Übung immer noch leserlich, während des Kriplers Hand nach einigen Jahren so gut als ganz verloren geht. — Vermeidet überall die unnützen Krümmungen, Biegungen und Schnörkeleien, die das Lernen erschweren und die Handschrift verschlechtern. Das Einfache ist überall das wahrhaft Schöne.“

Beim naturkundlichen Unterricht macht bereits Dinter auf die hohe Wichtigkeit der Gesundheitslehre aufmerksam; ebenso wünscht er, daß durch den genannten Unterricht in den Kindern „das Gefühl für die Schönheiten der Natur“ geweckt werde.

„Der vor dem Pfluge hergeht, hat keinen Sinn für Morgenrot und Sonne, für Lerche und Nachtigall. Der hinter ihm hergeht, muß diesen Sinn haben, sonst ist er jenem allzuähnlich. Jesus selbst hatte Sinn für das Herrliche in der Natur und fordert ihn von jedem, den das Christentum veredelt hat. Uns empfahl er Lilie, Vögel, Saatsfeld usw. als Lehrer der Religion und der Pflicht. Wenn du deinen jungen Landmann ohne Sinn für das Große und Schöne der Schöpfung aufwachsen lässest, so verstopfst du in ihm die Quelle der reinsten und wohlfeilsten Freuden.“

Schon Dinter verlangte, daß die einzelnen Fächer, vornehmlich die „Nebenkenntnisse“ (heute nennen wir sie Realien), nach Möglichkeit zu einander in Bezug gesetzt werden:

„Bei der Erbeschreibung kommt das Renntier vor und bleibt dann in der Naturgeschichte weg. Und Ost- und Westindien kennen meine Knaben alle, ungeachtet sie nie in der Erbeschreibung vorkamen. Der Pfeffer, Rinder, wächst in einem Lande, weit von hier auf jenen Inseln, die man Ostindien nennt. Natürlich müssen Landarten da sein. Denn Erbeschreibung zu treiben, wo keine

Karten vorhanden sind, halte ich für ungleichliche Verschwendung der Schulzeit.“
 „Das Französische,“ bemerkt er, „wurde so zeitig als möglich gesprochen. Erst dann, wenn es mit dem Sprechen anfang zu gehen, wurde ein Buch gelesen.“

Daß Gedächtnisgram und leerer Mechanismus unserm erfahrenen Schulmann zuwider waren, braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden.

„Der bloße Lerner (Gedächtnismensch) geht von Jahr zu Jahr zurück; die gebildete Kraft kommt auch nach vollendeter Schulzeit zur Geltung; sie ist ein Magnet, der desto mehr anzieht, je mehr er geübt wird.“

Aber nicht nur in Dorfschulen, sondern sogar in seinem „lieben Nemet“ hatte er anfänglich gegen das bloße unverstandene Auswendiglernen zu kämpfen.

„Ich fand einen studierten Lehrer, der ungemein viel sprach und hoch einherfuhr, jedoch die Kinder nur auswendig lernen ließ. Bei einem öffentlichen Examen in der Kirche fragte er: Wer hat das Königsberger Waisenhaus gestiftet? Knabe: Friedrich I. im Jahre 1701. Lehrer: Das ist eine schöne Anstalt. Du kannst auch noch das Glück haben, in sie aufgenommen zu werden. Ich zu meinem Nachbar, dem Stadtrate Förster: Ist des Knaben Vater tot? Förster: Bewahre Gott! Dort sitzt er. Dem Lehrer fiel's nicht ein, daß der Vater erst sterben mußte, wenn dem Knaben jenes Glück zuteil werden sollte. — Bei einem andern Examen lief das Kopfrechnen über alle Maßen herrlich. Ich argwohnte Betrug und ging unter den Kindern herum. Eine Aufgabe war gelöst, und ehe die neue gegeben wurde, hob ein Knabe, zum Antworten bereit, die Hand auf. Ich: Was hebst du die Hand auf? Es ist ja noch nichts aufgegeben. Knabe: Ei, ich weiß schon, was nun kommt. — Ein zweiter Lehrer trieb Formenlehre. Ich merkte bald den toten Mechanismus und bat mir die Erlaubnis aus, auch einige Fragen zu tun. Ich machte die Kinder durch einige unversängliche Fragen sicher. Auf einmal rief ich: Jetzt paßt auf! Wer macht mir zuerst einen vier-eckigen Kreis. Kein einziges der sehr zahlreichen Klasse fühlte die Unmöglichkeit.“

„Ein hochstudierter Rektor hatte ein Exempel vom Ausziehen der Kubikwurzel einüben lassen, um dem Revisor zu zeigen, was seine Schule leiste, und am Ende wußte kein Schüler, was eigentlich ein Kubus sei? Dies war wahrhaftig nicht besser, als wenn der Dorfschulmeister lehrte, der Nil sei eine Art von Protomobil.“

„Wenn ein Lehrer die Geographie der Mark Brandenburg hatte lernen lassen und am Ende kein Kind angeben konnte, wo Küstrin, das sie soeben aufgezählt hatten, liege; — wenn in einer andern Schule der Weg zu Wasser von Archangel nach Konstantinopel beschrieben und alles ohne Fehler aufgesagt wurde, aber kein Schüler wußte, was die eben genannten Dardanellen seien, ja sogar der zehnte Knabe schrie: Ich weiß es! Dardanellen ist eine Art von Fischen! (er hatte an die Sardellen gedacht),“ „dann,“ spricht Dinter, „schonte ich allerdings selbst gelehrte Herren nicht.“

Zu einem solchen Lehrer, der, trotzdem er den kindlichen Verstand durch Mechanismus ertötete, in seiner Klasse doch einige sehr wackere und aufgeweckte Schüler hatte, sprach er, als ihn derselbe beim Abschied vor die Türe begleitete:

„Nieber X. Ich habe heute bei Ihnen eine sehr erfreuliche Erfahrung gemacht. Er erwartete ein Lob und fragte, welche es sei. Ich: Ich habe ge-

sehen, daß der Menschenverstand ein zähes Leben hat. Sie tun alles Mögliche, um die Bestie mit der Holzart totzuschlagen; aber bei allen läßt er sich doch nicht vertilgen!"

„Die Revisionen,“ bemerkt Dinter des Weiteren, „brachten übrigens, da der Revisor nicht bloß hörte, sondern auch häufig selbst eingriff, ohne alle gesetzlichen Vorschriften eine gewisse Gleichförmigkeit ins städtische Elementarschulwesen. Man bemerkte bald, was der Visitator forderte, was er selber tat, und die zu hoch Aufstrebenden stimmten sich herab, die Mechaniker lernten sich schämen, und alles machte ohne Befehl sich von selbst. Der Grundsatz stand jedoch bei mir fest: Der Lehrer darf nie in Gegenwart der Kinder und der zuhörenden Gemeinde getadelt werden. Nur in einem Falle machte ich eine Ausnahme: wenn der Lehrer mich betrügen wollte, dann glaubte ich's meiner Ehre schuldig zu sein, selbst den Kindern zu zeigen: Ich bin der dumme Mensch nicht, der sich betrügen läßt. Ein Lehrer half, während ich eine Sprechübung mit den Kleinen hielt, den Obern bei ihrer Klausurarbeit. Diesem wurde allerdings in Gegenwart der Schüler gesagt: Sie machen Ihre Kinder zu Betrügnern.“ —

Im Uebrigen war das Verhältnis Dinters zu allen Lehrern, die ihre Pflicht redlich erfüllten, ein väterliches und herzliches. Sie hatten an ihm — besonders auch an den Konferenzen, einen wohlwollenden Freund und Berater, dem sie in voller Freiheit ihre Ansichten und Meinungen äußern durften.

„Die Lehrer sollen nicht meines Geistes Sklaven und Maschinen, sondern meine Söhne sein. Tüchtige Männer und Freiheit unter Aufsicht! Das ist mein Grundsatz.“ —

Den Gleichgültigen und Trägen war er freilich — nach den Worten der Schrift — gesetzt zum Jorne.

„Die guten Schullehrer sehen mich gern kommen. Die Faulern fürchten mich als den Substitutenseher, bekommen auch zuweilen das Revisionsfieber.“

Er kannte alle seine Lehrer und hatte sie in origineller Weise in 5 Klassen eingeteilt.

„In meine Topographie,“ berichtet er, „schreibe ich jeweilen der Tag der Revision und den Namen des Lehrers. Neben dem Letztern steht eine Zahl. 1 bedeutet: Der Lehrer doziert gut. Denkfraft ist erweckt. Die nötigen Kenntnisse sind da. 2: Kenntnisse nicht genügend, aber doch ist Fähigkeit, zu begreifen und zu antworten da. 3: Die Klasse der Mechaniker. 4: Auch das kaum. 0: Menschenverderber. Wenn mich nun ein Lehrer besucht oder um eine Empfehlung zur Versetzung bittet, so darf ich nur nachschlagen, und weiß bald, woran ich bin.“ —

Dinter verstand es, wie bereits betont, trefflich, die Geister zu sondieren. Parademänner in den Klassen konnten ihn ebenso wenig täuschen, als einzelne, besonders gepflegte Unterrichtsgegenstände, zumal wenn diese außer dem Kreise des Volksschulunterrichtes lagen, das Wesentliche dagegen fehlte. Schlecht war er vornehmlich auch auf jene Lehrer zu sprechen, die nur auf das Examen hin arbeiteten.

„Nichts, durchaus nichts werde auf das Examen berechnet, alles auf das Leben für Gott und Menschheit. Die Schulen, die das Examen zum Zwecke haben, verderben den Menschen.“

Aber auch Lehrern, die Dinter, wie er sagt, noch gern zu den Bessern zählen möchte, macht er den Vorwurf, daß sie zu viel für die Schule arbeiten lassen und dabei die erzieherischen Aufgaben des Unterrichts, d. h. die Anleitung der Schüler zur Selbstbetätigung und die Pflege der Herzens-, Willens- und Charakterbildung zu wenig im Auge behalten. Von den vielen einschlägigen Stellen sei hier folgende angeführt:

„Ihr betrachtet den Menschen wie einen Reisekoffer, in den man hineinpackt, so viel sich nur immer hinein bringen läßt, damit es auf der langen Reise ja nicht fehle. Da haben denn unsere 12jährigen Kinder oft viel Kenntnisse und doch wenig Kraft. Vor diesem Fehler hüte dich, lieber Sohn. Wenn du deine Kinder dahin bringst, daß sie sich selbst Kenntnisse erwerben können, so hast du mehr getan als andere mit allem Einsprosen. Deine Haupt Sorgfalt muß dahin gerichtet sein, daß deine Kinder selbst überlegen, prüfen, beurteilen, was wahr, falsch, gut, böse, nützlich, schädlich ist. Dann wird dein Zögling als Bauer Verbesserungen in der Landwirtschaft richtig beurteilen, als Handwerker sich nach Zeiten, Sitten, Bedürfnissen zu richten wissen, als Mensch nie Maschine in fremder Hand werden, als Sohn des Vaterlandes in der Gemeinde allenthalben das Gute befördern, und als Christ weder erfrieren noch vor Hitze verschmachten: Summa, sich zu helfen wissen. Jesus sagt einmal ein großes Wort: Das Wasser, das ich euch gebe, soll in euch ein Quell nie versiegenden Wassers werden, fortquellend bis ins ewige Leben. Erhebe dich zu dem edlen Streben, Jesu darin nachzuahmen. Deine Lehre soll nicht bloß sein eine Bemühung, dem Kinde ein Gefäß voll Wasser ins Leben mitzugeben, aus dem es schöpft, bis der Vorrat aufgezehrt ist. Nein, du sollst es dahin bringen, daß in ihm ein Quell entspringe, der unaufhörlich fortfließt, die Wasser der Nachbarschaft an sich zieht und sich so vergrößert, bis ihn das Meer der Ewigkeit aufnimmt. Die Kraft, sich geistig selbst weiter zu helfen, muß in deinen Kindern angeregt werden, sonst taugt deine Schule nichts, und wenn deine Kinder antworten könnten wie die Professoren.“

Lieft sich diese Stelle nicht fast wie ein Kapitel aus *Försters* Schriften? — Ja, Dinters ahnender Geist scheint sogar schon jene modernsten Pädagogen, die den Schüler mit Märchen und Spielereien lediglich angenehm unterhalten und jede ernstliche Anstrengung von ihm fernhalten möchten, geschaut zu haben, — wenn er von „Traumseelen spricht, die sich im Leben nie zurecht finden,“ und wenn er ferner einem Lehrer warnend zuruft:

„Glaub's, junger Schulmann, es sterben mehr Leute am Zuwenigtun als am Zuvielkun.“

Wie soll man sich verhalten, wenn, was ja gerade auf pädagogischem Gebiete so häufig geschieht, neue Ideen und Methoden auftauchen? Unser alter Praktiker gibt auch hierüber Auskunft:

„Mit den Methoden bin ich seit ungefähr zehn Jahren so ziemlich auf festen Grund und Boden gekommen. Auch in dieser Hinsicht ist nichts Heilbringender, als die goldene Mittelstraße. Jede Methode, die man nach einigen Jahren wieder zurücknimmt, vielleicht weil man sie zurücknehmen muß, bestärkt den Bauer (und ebenso den schwachen Schulmann, der noch halb Bauer ist) in der Anhänglichkeit an das Alte, und selbst der bessere Schulmann

wird durch den häufigen Wechsel mißtrauisch gemacht. Man muß bei Einführung des Neuen nicht mit jugendlichem Reichtsinne hüpfend jedem Irrlichte nachlaufen; aber auch nicht mit greisenähnlicher Kraftlosigkeit vor jeder ungewohnten Erscheinung zurückbeben oder furchtsam auf einer Stelle bleiben, sondern männlich mit bedächtigem Schritte fortschreiten, sicher, daß man den Weg nie wieder zurückmachen darf.“ — „Ich litt es nie,“ sagt er an einem andern Orte, „daß eine allgemeine Norm und Form Methoden vorschrieb und die Grenze bezeichnete, wie weit gegangen werden sollte. Die Lehrer waren zu verschieden in ihren Kräften, ihren Ansichten, ihrer Vorbildung.“

In dieser Beziehung erzählt er eine hübsche Anekdote:

„Ein mir ehrwürdiger Mann wollte für alle Schulen einerlei Methoden eingeführt wissen. Ich antwortete: Ich möchte doch Krummachers Adler nicht sein. Der Mann wünschte Erklärung. Ich: Der Adler bei Krummacher befahl einst, daß die Vögel einerlei Melodien singen sollten. Sie wollten gehorchen, aber es gelang nicht. Der Waldgesang wurde jämmerlich entstellt. Da sprach die Amsel zum Stare: „Ich weiß nicht, wie unser König das befehlen kann! Und die Rehlen sind doch nicht darnach, und er singt doch selbst nicht.“ „Eben darum,“ versetzte der Starr, „befiehlt er so etwas.“ —

Bekanntlich wird ja gerade Dinter unter Hinweis auf seinen Ausspruch: „Pestalozzi ist der König der Unter-, Sokrates König der Oberklasse,“ wie auf seine „Apologie der Katechetik“ — der Vorwurf gemacht, er habe im Gegensatz zu Pestalozzi die sokratische oder katechetische Lehrform in den Schulen zu einer so ausschließlichen Herrschaft erhoben, daß man erst später wieder auf das richtige Maß zurückgekommen sei. Dieser Tadel ist allerdings — speziell mit Bezug auf seinen Religions- und Bibelunterricht — nicht ganz unberechtigt, aber umgekehrt darf nicht übersehen werden, daß, wie bereits ausgeführt, Dinter selber die unbedingte Alleinherrschaft einer Methode verurteilte, und daß es sodann hauptsächlich seine Nachtreter waren, die sich, ohne Dinters Geist und Kenntnisse zu besitzen, seiner Unterrichtsform in der ungeschicktesten und flachsten Weise bemächtigten und sie dadurch in Verruf brachten.

Ein einfach und gut geführtes Schultagebuch und Lektionenheft sah Dinter gern und gab seinen Lehrern selber Anleitung zur Führung des „Journal“, wie er es heißt. Wenn man ihm dagegen zu viele Hefte und Präparationen vorlegte, wurde er leicht mißtrauisch:

„Ich hasse die vielen Schreibereien; je mehr man schreibt, desto weniger tut man!“

Ein scharfes Auge hatte er auf das Absenzentwesen. Wenn in einer Schule Kinder als krank gemeldet waren, an deren Krankheit vielleicht zu zweifeln war, setzte er sich in jüngern Jahren auf sein Pferd und sah selber nach.

„Einigemal ertappte ich Betrüger, und die als krank gemeldeten waren bei der Arbeit. Einmal war ein Kind in der That acht Tage krank gewesen, aber auf Rechnung der Krankheit acht Wochen zu Hause geblieben. In solchen Fällen befreite kein Bitten und Flehen von der gesetzlichen Versäumnisstrafe. War aber

das Kind in der That krank, so nahm man meinen Besuch als Beweis freundlicher Theilnahme an, für den man mir herzlichen Dank schuldig sei. Auch erwarb ich mir die Liebe der Kinder, die es mir selbst als Erwachsene nie vergaßen, daß ich mich ihrer in den Kinderkrankheiten so angenommen hatte. Der Hauptnutzen aber war der, daß die Eltern es nicht leicht mehr wagten, ein Kind fälschlich für krank anzugeben." — „Sodann pflegte ich an den Konferenzen die Lehrer etwa zu fragen: Hat jemand Verdruß mit Eltern gehabt? Hat es jemand für nötig gefunden, ein Kind ungewöhnlich hart zu züchtigen? Dadurch bewirkte ich zweierlei: einmal, daß sich die Lehrer vor übermäßiger Hitze in acht nahmen, weil sie wußten, daß ich dann meistens — wenn mir die Sache bedenklich schien, ohne Verzug, sonst aber bei nächster Gelegenheit — zu den Eltern ging, bedauerte, daß ich dies oder das von ihrem Kinde gehört hätte, und bisweilen auch andere Ursachen erfuhr, als der Lehrer angegeben hatte. Ferner entstand daraus das Gute, daß ich den Widersinnen der Eltern gegen den Schulmann milderte und Klagen verhütete, die, wenn auch der Lehrer am Ende zu rechtfertigen war, doch Verdacht erregt und böses Blut zurückgelassen hätten." —

An dieser Stelle ist einzuschalten, daß Dinter bezüglich der Disziplin vorwiegend auf Seite der Philantropisten steht. Wir alle teilen gewiß gern seine Meinung, daß

„der Geist der Liebe und herzlicher Höflichkeit in einer Schule herrschen, und daß sich der Lehrer seinen Kindern gegenüber kein unanständiges Wort erlauben solle.“

Wenn er dagegen betreff der Strafen sagt, daß jeder vernünftige Lehrer körperliche Züchtigung als etwas betrachte, das ihn und die Kinder entehre, — und daß die mißbrauchte Freiheit nur dann durch Zwang und Gewalt eingeschränkt werden müsse, sofern der Lehrer zugleich Obrigkeit sei, in welcher Eigenschaft er allen Mitgliedern seines Staates Schutz und Sicherheit zu gewähren habe, — können wir ihm nicht beipflichten. Daher artet denn auch seine Liebe und Herablassung zur Jugend manchmal in unziemliche Jovialität und Vertraulichkeit aus, und jene Schul-Witze und Anekdoten, an denen seine Lebensbeschreibung so reich ist, sind vielfach auf das vorlaute, ja naseweise und altkluge Wesen seiner Schüler zurückzuführen, welches jeder ernst denkende Erzieher bitter tadeln würde, während es Dinter nicht im geringsten inkommodiert. Hier nur ein Beispiel. In einer Schule Memels wollte er einen größeren Knaben, dessen Gesicht etwas versprach, auf die Probe stellen und fragte ihn:

„Sage mir schnell: Wie lautet das erste Gebot?“ Knabe: Das erste Gebot? Daß dich nicht verblüffen, und das zwölfte steht gleich dabei (er hob leichtfertig die Hand auf): Du sollst auch keinen andern verblüffen!“ —

Derartige Scherze gehen im Verein mit seiner vorhin geäußerten Ansicht über die Disziplin offenbar zu weit und widersprechen auffallend der sonst so praktischen Richtung des Mannes.

Der in allen Sätteln gerechte Dinter hätte — wenigstens zum Teil — selbst unsere Arbeitsschulinspektorinnen entbehrlich gemacht,

indem er schon als Student von seiner früh verstorbenen Braut — (er blieb dann Junggeselle) — das Spitzenklöppeln, und später von seinem Schüler Bauriegel, dem nachherigen Lehrer und pädagogischen Schriftsteller, das Stricken gelernt hatte.

„Ich lernte es mit allen seinen Zugaben, Naht, Zwickel, Zieraten-Stricken, und kann's noch. Ich habe die Strümpfe für mein Haus gestrickt, bis ich nach Königsberg kam. Als königlicher Rat wollte ich's denn doch, weil es den neuen Landsleuten aufgefallen wäre, nicht fortsetzen.“

Auf einer kleinen Lithographie sehen wir ihn sogar mit dem Strickstrümpfe in der Hand abgebildet. — Es existiert übrigens, nebenbei gesagt, kein authentisches Bildnis Dinters, denn „ein Künstler, der mich abbilden wollte,“ schrieb er unterm 12. Februar 1829, „müßte sich entweder an der Wahrheit oder an der Aesthetik versündigen. Beides soll mit meinem Willen nie geschehen.“ Die meisten Abbildungen stellen ihn in ganzer Figur, als Spaziergänger oder auf der Revisionsreise begriffen, dar, und es ist wirklich schade, daß nicht ein wohlgelungenes Porträt unserer Vorstellung von dem originellen und populären „alten Dinter“ entgegenkommt. —

Durch Errichtung guter Seminare, unter denen die zu Kleindergen und Mühlhausen seine Freude und sein Stolz waren, gelang es ihm, tüchtige Lehrer heranzubilden. Als Seminardirektor blieb er dem richtigen Grundsatz getreu, daß bei den Seminaristen weniger die Menge der Kenntnisse den Mann mache, als die Klarheit, die Bestimmtheit und die Gewandtheit im Vortrag.

„Es kam mir nie darauf an, wie viel in jeder Stunde, sondern ich ging durchaus nicht eher weiter, als bis der obere Drittel meiner Zöglinge das Vorgetragene bestimmt, vollständig, in gutem Deutsch wiedergeben konnte. Dadurch bekam ich — nicht die gelehrtesten Seminaristen, aber gute und gewandte Lehrer.“

Diese verteilte er nun in der Provinz, wo sie die Bildner ihrer Umgebung wurden. Sein Umgang mit ihnen war, wie früher schon angegeben, ein wahrhaft väterlicher.

„Ich nenne alle meine preussischen Seminaristen, so lange ich mit ihnen zufrieden bin, „du“. Wenn ich einen „Sie“ nenne, so ist dies eine bedeutende Strafe. Mein S. . . war zu gelinde, er konnte kein Kind ernst tadeln. Seine Schule war daher bei der ersten Revision nicht, was eine Seminaristenschule sein soll. Ich nannte ihn bei der Revision „Sie“. Er weinte und schwieg. Nach einiger Zeit besuchte er mich. Ich: Was wollen Sie bei mir? Er: Ich wollte Sie bitten, meine Schule wieder zu revidieren.“ Ich: „Daß ich mich noch einmal ärgere?“ Er: „Nein! Ich will mir nur das „du“ wieder verdienen!“ Er verdiente sich nicht nur das „du“, sondern auch eine bessere Stelle.“ — Einem jungen Lehrer schrieb er: „Du siehst, ich alter Mann kam heute bei stürmischem Wetter und schlechtem Wege zu dir? Warum? Weil ich glaube, ich bin Gott für jeden preussischen Bauernjungen Verantwortung schuldig, wenn ich nicht alles tue, was ich zu tun vermag, um ihn zum Menschen, zum Christen zu bilden! Denke du auch so! Du hast's bei Gott zu verantworten, wenn du nur in einer

Stunde eines deiner Kinder vernachlässigst, nicht alles an ihm tust, was du für seine Menschen- und Christenbildung mit angestrenzter Kraft zu tun vermagst. Junger Mann, das Vaterland hat dir ein Werk anvertraut, das kindlichen, das männlichen Sinn fordert. Habe jenen, strebe nach diesem, so wird sich herzlich freuen dein väterlich gesinnter Freund Dinter.“ —

Dinters Munterkeit, Frische und sein nie versiegender Humor, wodurch alles, was er sagte und tat, ein ganz eigenes Gepräge, eine ganz besondere Eindringlichkeit erhielt, kamen ihm auch im Verkehr mit Behörden und Eltern trefflich zu statten. Unmittelbar nach Beginn seines Wirkens in Königsberg wurde er in eine Gesellschaft geladen, in welcher vier Pädagogen aus Berlin zugegen waren. „Man mochte wohl auf jede Aeußerung des neuen Schulrates aufmerksam sein. Jemand, ich weiß nicht wer, wünschte meine Hauptansicht vom Schulwesen zu hören. Ich antwortete bestimmt:

Das Schulwesen ist ein Wagen, der auf vier Rädern fortrollt. Sie heißen: Bildung, Besoldung, Aufsicht, Freiheit! Zertrümmern sie in Berlin eins von diesen vier Rädern, so geht der Wagen (ich glaube den Ausdruck gebraucht zu haben: das ganze Karrettchen) nicht von der Stelle.“

Ungefähr um die gleiche Zeit erklärte ihm sein Vorgesetzter, von Auerwald:

„Sie tragen zu viel vor, Sie müssen Kleinigkeiten gleich selbst abmachen, nur das Wichtige vortragen, um die Session nicht aufzuhalten.“ Freimütig entgegnete er: „Erzellenz, ich trage jetzt fast alles vor, damit Sie nach drei Jahren sagen sollen: Dinter trägt zu wenig vor.“

Denselben Freimut zeigte er auch bei folgendem Anlasse. Als er kurz nach seiner Ankunft in Königsberg 43 Landschulen und 2 Stadtklassen revidiert und in keiner von ihnen auch nur ein Kind gefunden hatte, das einen Brief selbständig aufsetzen konnte, klagte er darüber in der Sitzung. Einer der Räte bemerkte:

„So etwas muß man aber auch von Bauernjungen nicht fordern.“ Dinter erwiderte: „Ich hab's als Pfarrer in Sachsen gefordert. Ich werd's als Rat in Preußen auch verlangen.“ —

(„Ich hab's errungen,“ schrieb er später mit Genugtuung unter diesen Eintrag seines Tagebuches. „Auf einer meiner letzten Revisionen fand ich unter 67 Schulen nur 7, wo es die fleißigen Schulgänger nicht konnten.“ —)

„Furchtsam,“ sagt Dinter übrigens selber, „war ich nie. Da hätte mich meines seligen Vaters Schatten noch bei dem Haare ergriffen, wenn ich's je gewesen wäre.“ Ja, noch mehr: er erzählte die Aufgabe, unverständigen und übelwollenden Leuten gelegentlich den Text zu lesen, unter die sechs „ihm angenehmen Arbeiten“. Er wurde nämlich von seinen Studenten einmal gefragt: „Welches Geschäft ist Ihnen das angenehmste?“ worauf er entgegnete:

„Ich habe sechs Arten von Arbeiten. Sie stehen in Bezug auf Annehmlichkeit in folgender Ordnung: 1. Collegia lesen, 2. gute Schulen revidieren, 3.

Bücher schreiben, 4. an den Sessionen teilnehmen, 5. Akten schreiben, und 6. Eseln sagen, daß sie Esel sind.“ —

Über die Art und Weise, wie er sich dieser letztern Aufgabe entledigte, mag ein, allerdings etwas derbes, Beispiel folgen: Einst war er in einer Gesellschaft, und ein ihm gegenüber sitzender junger Gutsherr philosophierte ihm in hohem Tone vor:

„Herr Schulrat, Sie handeln gegen die Absichten Gottes und des Vaterlandes. Gott, Natur und Vaterland haben den gemeinen Mann zu den bloß mechanischen Geschäften bestimmt. Wenn er nun durch Ihre Schuld mehr denken lernt, als für diese Bestimmung nötig ist, so versündigen Sie sich an Gott und dem Vaterlande.“

Beim Glase Wein wollte Dinter nicht philosophieren, sondern antwortete:

„Nieber Freund, davon ein andermal. Jetzt etwas Oekonomisches. Sie haben Ihr Gut erst unlängst gekauft, aber Sie haben sich schon trefflich in die Oekonomie eingestudiert. Er: Woher wissen Sie das? Dinter: Ei, Sie wissen schon, daß man den Bullen castrieren muß, damit er ziehen lernt.“ —

Wie er aber umgekehrt seine „Pappenheimer“ kannte und sie, wenn es im Interesse der Schule lag, fein und geschickt zu behandeln mußte, soll ebenfalls durch ein Beispiel dargetan werden. Dinter, der, getreu seinem Ausspruche:

„Ich hoffe noch die Zeit zu erleben, wo kein Menschenbildner und Christenerzieher in Preußen schlechter bezahlt wird, als der Dorshirte,“ —

stets für die finanzielle Besserstellung der Lehrer eintrat, — vernahm von der Regierung, daß sie mit einer Stadt gegen Errichtung einer neuen Klasse und Fixierung des Schulgeldes acht Monate ohne Erfolg unterhandelt habe. Man sandte in der Folge Dinter hin (denselben Dinter, nebenbei bemerkt, der die Devise hatte: „Einmal sehen wirkt mehr, als fünfmal versüßen“). Er erkundigte sich vorerst, an wem die Schuld der Verzögerung liege. Man nannte ihm einen Mann, den man als gut, aber etwas eitel schilderte. Der Herr Konsistorialrat Dinter machte nun, bevor er dem Landrate und dem Bürgermeister aufwartete, jenem Manne seinen Besuch, und am folgenden Morgen war die Sache erledigt.

Dinter arbeitete wöchentlich bis zu 83 Stunden und stand in hohem Alter noch stets früh um fünf Uhr auf. Unterm 19. Oktober 1828 konnte er seiner Auto-Biographie folgende Stelle einverleiben:

„Heute, da ich dies schreibe, habe ich 2175 Meilen Weges auf Revisionsreisen gemacht, und von rein-deutschen Orten ist keiner, dessen Schule ich nicht revidiert, von Ostpreußens Städten, Hohenstein (halbpolnisch) ausgenommen, keine, in der ich nicht gewesen bin.“

Ein späterer Eintrag lautet:

„Und so sehe ich in jeder Hinsicht ohne Furcht der Zukunft entgegen. Sterben? Nun wahrlich, davor fürchte ich mich nicht. Das Einpacken (vasa

colligere) nennt's der Berliner) mag kein angenehmes Geschäft sein. Aber Reisen ist wahrlich nichts Unangenehmes, zumal reisen ins Vaterland, zum Vater. Ein Gott, der mir's hier so wohl gehen ließ, macht alle guten Geister in seinem Himmel glücklich, mich auch. Und wenn er mich droben wieder zum Schulmeister macht und mir ein Heer Geisterchen für seinen Himmel zu bilden anvertraut, so erfüllt er den heißesten meiner Wünsche, macht mich so selig, daß ich selbst Gabriel und Raphael um ihre Herrlichkeit nicht beneide." —

Und diese Stunde schlug ihm nach einem rastlos tätigen Leben, ganz wie er sich's immer gewünscht hatte, ohne langes Krankenlager. Der noch kräftige 71jährige Greis zog sich auf einer Revisionsreise am 19. Mai 1831 eine schwere Erkältung zu, die nach zehn Tagen sein Ende herbeiführte.

In den letzten Jahren hatte Dinter ein längeres Gedicht „Die Schutzgeister meines Lebens“, verfaßt, das zwar Anklänge an Liedges „Urania“, die er mit Vorliebe las, enthält, aber dennoch ein beachtenswertes Zeugnis seines religiösen Denkens und Empfindens ist. Er preist darin den Herrn, daß er ihm auf allen Altersstufen freundliche Schutzgeister zur Seite gegeben: dem Kinde den Genius frommer Mütterliebe, dem Jünglinge und Manne die Genien „der Kraft und des göttlichen Mutes“, dem Greise endlich die tröstliche Hoffnung auf ein Reich des Lichtes und des Friedens:

Genius, wer bist du, der du drüben vom westlichen Hügel
Freundlich wie Abendstern strahlst auf den ermattenden Greis?
In des Lebens dunklen Nächten,
Hoffnung du, der schönste Stern!
Dir, wenn alles ihm entschwindet.
Traut der müde Greis so gern!
Bei zu früh gegrab'nen Hügeln
Tröstet ihn dein Dämmerstrahl,
Und du führst, von Gott gesendet,
Ihn zum Licht durch's Todestal.
Strahl', o strahle dem Greis,
Hoffnung im schattigen Tal!

